

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1907)

Artikel: Garten- und Gärtnerkunst : Glossen zur Mannheimer Gartenkunst-Ausstellung
Autor: Schäfer, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

quatorze siècles d'altière indépendance! Littéralement, elle était morte de rire.

Le sort de Venise ne rappelle-t-il pas celui de la Suisse au XVIII^e siècle? Après les périodes héroïques, la rapide et l'implacable décadence. Ce n'est pas que la vieille Confédération des XIII cantons eût mené une existence bien folâtre. Mais elle s'était enrichie, et le service militaire à l'étranger lui avait apporté, avec l'argent, le goût de ces plaisirs où Venise chercha le bonheur. Et, quand les Français envahirent le pays, nos ancêtres ne firent, sauf sur quelques points, pas meilleure résistance que les sujets de la Sérénissime.

L'esprit n'est-il pas sollicité par de plus prochaines tristesses? Le développement d'un mercantilisme exaspéré, avec tout ce qu'il recèle de dangers pour l'intégrité de nos moeurs, de notre caractère national, de notre ombrageuse et salutaire fierté helvétique, ne nous poussera-t-il pas, lentement, sur la pente où les peuples glissent vers les grasses et mornes fatalités de la déchéance? . . . Mais laissons là les sombres prophéties! Toujours est-il que *VENISE AU XVIII^e SIÈCLE*, de Philippe Monnier, n'est pas uniquement un beau livre, admirablement documenté, pensé par un poète, écrit par un artiste: que l'auteur l'ait voulu ou non, l'oeuvre est de celles qui dépassent leur cadre et qui, en faisant revivre le passé, projettent des clartés dans l'avenir. Et des clartés qui avertissent et qui troublent.

VIRGILE ROSSEL.



GARTEN- UND GÄRTNERKUNST GLOSSEN ZUR MANNHEIMER GARTENKUNST-AUSSTELLUNG.

Es könnte eine launige Kunstgeschichte so geschrieben werden, dass ihre Entwicklungen sich zwischen Gelehrsamkeit und künstlerischer Auflehnung vollzögen, wobei der Gelehrsamkeit natürlich nur eine hemmende Wirkung zugesprochen werden könnte. Wie die Gotik dem entdeckten Altertum zuliebe abgebrochen wurde, und sich aus der Renaissance doch wieder durchs Barock zum Rokoko der auflehnende Künstlergeist durchrang, aus Gelehrsamkeit zum eigenwilligen Schaffen, und wie dann der Baukunst

zum zweitenmal durch die klassische Tempelperiode der Garaus gemacht wurde, sodass sie sich bis heute nicht erholt hat: das ist die tragikomische Historie davon. Und gewissermassen ihre kleinbürgerliche Anwandlung haben wir vor nicht allzulanger Zeit erlebt: als „unserer Väter Werke“ zuliebe allerorts jene gelehrten Kunstgewerbeschulen gegründet wurden, denen es in einem halben Jahrzehnt gelang, alle bürgerliche Tradition in unseren Wohnungen aufs Gründlichste zu zerstören; bis auch hier wieder mit impulsiver Gewalt der Künstlergeist sich auflehnte und durch die Kühnheit seiner Schöpfungen, durch ihre Logik und vernünftige selbständige Schönheit die ganze Gelehrsamkeit aus unseren Stuben jagte. Und zwar so gründlich, dass auch im Aussenbau die Zement-Renaissance abbröckelte und mitten unter den internationalen Hochschulstil-Architekten auf einmal Baukünstler entstanden, sodass wir nun in guter Hoffnung sind, in nicht allzu ferner Zeit doch wieder eine eigene, ungelehrte Baukunst zu haben, vor der unsere Nachkommen nicht so kopfschüttelnd zu stehen brauchen wie wir vor unserer Väter Werke.

Eine drollige Rolle hat in diesem Auf und Nieder die Gartenkunst gespielt; sie war gleichsam stets das Gegenthema zu der Musik; als das Rokoko sich in entzückender Freiheit und Laune seine feinen Räume schuf, befreit von allem Bombast, da gerade gefiel sich die Gartenkunst in den gezirkeltsten Wegen und Beeten, und jemehr dann später die Baukunst im Dunkel der Gelehrsamkeit in die elendeste Kopisterei verflachte, desto mehr kamen die sogenannten natürlichen Gärten auf, sodass schliesslich die griechischen und römischen Villen mit ihrer nachgemachten Strenge höchst komisch in „natürlichen“ Miniatur-Wald- und Wiesengründen standen. Und nun, wo die Vernunft der Konstruktion, die Echtheit des Materials, die aufrichtige Gesinnung in der Baukunst wieder zu Ehren kommen will, wo die eingeschlafene Gelehrsamkeit durch den freien Künstlergeist bezwungen wird, da gefällt es diesem — und eine Laune scheint es dem Publikum — in der Gartenkunst wieder auf künstliche und mathematische Formen zurück zu gehen.

Der Widerspruch ist natürlich nur scheinbar, wie ich gleich zeigen will; doch haben die Gärtner, die sich mit seltenem Fanatismus wehren, in der Natürlichkeit ihrer Gärten eine Begründung,

die vorläufig noch manchem einleuchtet, obwohl sich gerade darunter die schlimmste Unnatur versteckt. Ein „englischer Garten“ wird ihre Verschlängelung von Wegen, ihre Häufung von Baum- und Strauchgruppen inmitten zwerghafter Wiesengründe und Rasenhänge genannt, die meist in kümmerlicher Ausdehnung das Haus umgiebt. Man spürt den ursprünglichen Gedanken darin, ein Landhaus — allerdings ein breitgelagertes englisches Haus mit seiner unbekümmerten „stilosen“ Bauweise — statt in die enge Begrenzung eines Gartens gleichsam mitten in die Natur hinein zu setzen. Zum ersten aber gehören dazu wirklich weite Wiesenbreiten und grosse Bäume, zum andern aber hat es mit der Natürlichkeit längst seine schlimmste Blösse. Wer aus einem solchen Garten, selbst wenn er gross und breit angelegt ist, irgendwo über eine Hecke oder Mauer hinweg einen Blick in die freie Natur werfen kann, der wird mit Schrecken das kümmerliche Schema dieser „natürlichen“ Unnatur entdecken. Immer dieselben ganz unnötig geschlängelten Wege und immer dieselben künstlichen Gruppen — meist fremden und also unnatürlichen Baum- und Strauchwerks, die den freien Blick mit solcher Kunstfertigkeit verhindern, dass man schliesslich wie in einem Irrgarten sich fortbewegt. Wer jemals darauf geachtet hat, wie unsere Wiesenwege sich natürlich schlängeln, das heisst dem Terrain aufs beste angepasst und immer der Diagonale folgend jeden Umweg abschneiden, obwohl sie nicht mit dem Lineal gezogen sind; wie die Baumgruppen den Besonderheiten des Terrains zuliebe, ein Bachbett oder eine Böschung säumend, gesetzmässig an ihrer Stelle stehen; wie ein Waldhang nur soweit in die Wiesen hinunterhängt, als sein Erdreich im Gestein oder im steilen Abhang zum Wiesenbau ungeeignet ist; wie ein Landweg in einem Wiesental mit klugem Bedacht die Hänge ausnutzend bald rechts bald links vom Bach seinen klügsten und wohlüberlegten Fortgang nimmt, der weiss auch, dass der Natürlichkeit statt Spielerei und Laune die ehrlichste Gesetzmässigkeit zugrunde liegt. Dass aber selbst die grossen „englischen Parks“ statt Natürlichkeit nur Spielerei und Gelehrsamkeit darbieten, sieht jeder, der ihren Plan mit der genauen Landkarte eines wirklich natürlichen Wiesentals vergleicht.

Ganz töricht aber wird diese „Natur“ im kleinen Gärtchen, wie sie von unseren Gärtnern so überschwenglich geübt wird. In

einem rechteckigen Grundstück steht mit rechteckigem Grundriss ein Haus, das vorn und hinten, rechts und links nur Streifen von dem Garten übrig lässt. Die werden kreuz und quer verschlängelt, indem der weiche Fluss von lang hingezogenen Wegen auf einige Meter zusammengedrängt, fortwährend so sonderbare Bogen beschreibt, dass Mensch und Tier — wenn sie den Unsinn nicht so gewohnt wären — tiefssinnig werden müssten. Und weil ein natürlicher, ordentlich entwickelter Baum den ganzen Unsinn überschatten würde, sodass der Rasen zwischen den geschlängelten Wegen nicht mehr wachsen könnte, so sind die Gärtner seit Jahren aufs eifrigste bemüht, uns allerlei fremdes Gesträuch und Zwerpgebäum zu importieren, sodass nach seinem Pflanzenwerk der natürliche Garten ein gelehrtes botanisches Monstrum ist.

Und nun vergleiche man damit die alten Bürgergärten, wie sie gerade in der Schweiz noch so reichlich und schön zu sehen sind; wie da jeder Baum an dem Platz steht, wo er wirklich wachsen und Früchte bringen kann, wie die Wege am Spalier der Mauer entlang oder quer durch, doch immer gerade geführt sind, den Garten in sinngemäße Beete aufteilend und nur da, wo sich die Wege kreuzen, um ein rundes Rosenbeet, eine Glaskugel in Blumen oder einen Brunnen im Kreisbogen herum gehen. Wie der Garten nichts ist als eine sinngemäße Weiterführung der praktischen und bequemen Haus- und Hofanlage bis zur einfassenden Mauer, die oft genug noch an den beiden Vorderecken durch zwei Gartenhäuser rechts und links streng eingefasst ist. Die diese Bürgerhäuser und Bürgergärten machten, wussten ganz genau: wer sein Haus in Wald und Wiese setzen will, der findet sie da draussen genug; wer aber in enger Nachbarschaft sein abgegrenztes Stückchen Garten haben will, der hegt es ein und bildet es aus als Garten, der Früchte tragen, und dennoch Wege haben muss, um sich zu ergehen; der aber nicht die freie Natur nachahmen oder auf wenigen Quadratmetern in kümmlicher Protzerei einen englischen Park vortäuschen soll.

Auf diese alten Gärten gingen die Künstler zurück, die den Gärtner zu so grossem Ärger statt ihrer „Natürlichkeit“ auf einmal Gesetzmässigkeit geben wollen; sie setzen die bürgerliche Tradition natürlich fort, während jene einem gelehrten Hirngespinnt zuliebe in grösster Unnatur befangen sind. Genau so wie noch immer sich

Architekten ihrem gelehrten Hochschulkram zuliebe der heimischen Bauweise verschliessen und aus ihren Büchern Palazzo-Ornamente und Fassaden als traurige Masken in Zement nachbilden.

In der Gartenkunst-Ausstellung zu Mannheim war ein Garten von Schultze-Naumburg zu sehen, rechtwinklig eingehetzt von einer Mauer mit Spalier, mit graden Wegen und rechtwinkligen, nach alter Weise mit Buchs eingefassten Beeten, darin man einfache Obstbäume ganz natürlich hatte wachsen lassen. Nur auf einer Ecke stand ein schlichtes Gartenhäuschen, das allerdings zu sehr im Stil der guten alten Zeit gebaut war. In diesem Garten sah ich manchen kopfschüttelnd oder lächelnd stehen, der seine Mark als Eintritt zur Gartenkunst bezahlt hatte und nicht wusste, was dieser einfache Garten hier sollte. Nur einmal war ein Kind mit seiner Grossmutter da, einer alten, feinen Bürgersfrau; die sah ich lange versonnen darin stehen und hörte sie fast weinend vor Rührung sagen: „Siehst du, mein Kind, solch einen Garten hat deine Grossmutter gehabt, als sie noch jung war.“ Ist dies nicht traurig, dass uns so die einfache Natur abhanden gekommen ist, dass wir sie wie ein Märchen aus alter Zeit gar nicht mehr verstehen oder in Rührung anstaunen? Und ist es nicht lustig, dass erst ein Künstler den Mut hat, uns inmitten der gelehrten Unnatur diese alte Einfachheit zu zeigen, als das Schönste, was er sich unter einem Garten vorstellt? Und sollte es nicht jeden stutzig machen, dass alle Künstler auf der Gartenkunst-Ausstellung in Mannheim, so verschieden sie untereinander sind (Schultze-Naumburg, Behrens, Läuger), im Grunde ganz das Gleiche machten? Sie teilten ihre Gärten durch gerade, einfach geführte Wege auf und erstrebten nur im Schmuck der aufgestellten Brunnen oder Statuen, in der feinen Arbeit der Gartenbänke oder Lauben eine stärkere Wirkung. Und zeigt es nicht die grenzenlose Verbildung unserer Zeit, dass gerade sie von den Gärtnern vielfach im Stich gelassen wurden! Die wollen ihre verdrehten Künstelein zeigen, statt sich in die einfachen und soliden Pläne der Künstler einzufügen. Sonst gilt der Künstler als der Überspannte im praktischen Leben; hier aber waren es die Gärtner und werden es, wie es scheint, noch lange bleiben, wenn nicht der bürgerliche Sinn langsam erwacht, der dem künstlerischen allzeit viel näher gestanden hat als der gelehrte Kram. Es gibt eine feine und hoch entwickelte

Gärtnerkunst: Pflanzen zu züchten. Was uns die Gärtner dafür Rosen, Chrysanthemen und gar Orchideen brachten, das grenzt ans zauberhafte. Hier liegt ihre eigentliche Wissenschaft und auch ihr Künstlertum, darin sie jedem andern ebenbürtig sind. Warum wollen sie eigensinnig darin verharren, ihre Zauberkünste in einem traurigen Schema zu verstecken; warum wollen sie die Grenze zur Baukunst, die ihnen in der Garten-Anlage als Ausklang der Architektur gesteckt ist, eigenwillig überschreiten, warum wollen sie nicht auf diesem Grenzgebiet einträchtig mit dem Baukünstler arbeiten, in künstlerischem Geist aber bürgerlicher Gesinnung? Gewiss, dass sie in breiten, übersehbaren und klar abgeteilten Beeten ihre Wunder ganz anders zeigen können als in den verschlängelten Rasen- und Gebüsch-Kunststückchen. Erst wenn wir wieder anfangen, ihre Blumen zu lieben, werden die Gärtner ganz wieder in ihren Rechten sein, während sie heute einen falschen Ehrgeiz darin sehen, Nachahmer schlechter Gartenarchitekten zu sein. Was sie wirklich können, ist vielmehr Kunst als nur Gelehrsamkeit; so müssen sie zum Künstler halten, wenn sie sich auf sich selbst und ihre Blumen besinnen.

W. SCHÄFER.
SALOME IN ZÜRICH.

Leider ist es die Salome von Strauss, und nicht die von Wilde, die aufgeführt wurde. Denn von dieser kam die Seele nicht in die Oper, trotzdem der Text fast ganz beibehalten wurde. Alle feinen Nuancen, alle raffinierten Kontraste wurden durch die Musik nicht herausgearbeitet, sondern vergröbert. Wie könnte man auch die katzenartige Liebessehnsucht und Grausamkeit mit ihren schmeichlerischen, eindringenden, eigensinnigen und koketten Tönen singen! Singen kann man nur einfachere Gefühlsmomente, und die eignen sich auch allein für die Oper. Und ebensowenig kommen die Prophezeihungen und Schmähungen Jochanaans zur Geltung; gesungen klingen sie nicht „de profundis“. Hätte Strauss nur diese eine Stelle als Melodram gelassen!

Bedenkt man dabei, dass der Opernsänger im allgemeinen schlechter spielt, als der Schauspieler, dass er stets banal theatrale Gesten bringt, so tut es einem wirklich leid um die Salome Wildes. Und doch war noch die von Strauss in Zürich recht gut dargestellt. Namentlich Herodes könnte nicht besser gegeben werden. Der Darstellerin von Salome wünschen wir mehr Rasse in Spiel, Tanz und Kostüm. Auch mehr Fantasie für die Verwendung von sieben Schleieren. — Wie wäre es, wenn die Theaterleitung den Kampf gegen das fleischfarbene Tricot eröffnete? Ihm wohnt die ganze Hässlichkeit der Lüge inne; der Lüge und Charakterlosigkeit.

Möge die Theaterleitung die Salome Wildes, die Strauss getötet, wieder auferwecken!
Ich glaube nicht, dass es an den Darstellern dazu fehlt. A. B.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.

Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH.